

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2023 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig

Inh. Dr. Nora Pester

Haus des Buches

Gerichtsweg 28

04103 Leipzig

info@hentrichhentrich.de

<http://www.hentrichhentrich.de>

Lektorat: Lea Wyrwal

Umschlag: Gudrun Hommers

Gestaltung: Michaela Weber

Druck: Winterwork, Borsdorf

1. Auflage 2023

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-95565-590-7

Carsten Schmidt

BITTERSWEET

Jüdisches Leben
im Roten Wedding
1871–1933

HENTRICH
& HENTRICH

INHALT

EINLEITUNG	7
I. KAUFLEUTE UND FABRIKBESITZER	17
Holzhandlung Koch & Zucker, Kaufhaus R. & S. Moses, Maschinenfabrik Max Levy, Hutfabrik Gattel, Tresorfabrik Arnheim, Kaufleute an der Badstraße	
II. NEUBAUTEN MIT MAGEN DAVID	45
Jüdisches Altersheim, Jüdisches Krankenhaus und Schwesternwohnheim, Synagoge Prinzenallee	
III. ERZIEHUNG, KUNST, WELTBILDER	73
Schule, Sportveranstaltungen, Sprachvermittlung, Buchautorin Frieda Mehler, Künstlerin Hilde B. Rubinstein, Liberale Bewegung	
IV. VIER RABBINER	97
Ludwig Pick, Jacob Sänger, Arthur Rosenthal, Siegfried Alexander	
V. UNTERSTÜTZUNG FÜR DIE ÄRMSTEN	115
Wohltätigkeitsveranstaltungen in Weimann's Volksgarten, Soziale Krankenhausfürsorge, Schwangeren- und Jugend- Fürsorge, Asyl Wiesenstraße	
ZUSAMMENFASSUNG	133
NACHWORT	136
LEBENSERINNERUNGEN YISRAEL ALEXANDER	137
Yisrael Alexander (geb. 1921, gest. 2005): Die Geschichten meines Lebens	
LITERATUR UND ARCHIVE	163
BILDNACHWEISE	166

EINLEITUNG

Willy ist Jude und will Jom Kippur, den höchsten jüdischen Feiertag, nicht nach den strengen Regeln verbringen. Deshalb meidet er den Kontakt zum Vater, der ihn segnen möchte, lässt gegenüber der Mutter offen, ob er später den Vater in der Synagoge besucht, verlässt die Wohnung der Eltern, geht zu seinem Freund Fritz und die beiden planen einen Tagesausflug nach Tegel. Gesagt, getan. Es ist Ende September und die ersten gelben Blätter flattern durch die Straßen. Sie laufen die Chausseestraße in Richtung Wedding. Hier reihen sich die Militärkasernen endlos aneinander. An diesem Tag ist es in dieser Gegend ruhiger als sonst, fällt Fritz auf. Auf ihrem Weg in Richtung Tegel kommen sie nach einer halben Stunde Fußmarsch am dreieckigen Weddingplatz an, wo die Dankeskirche im romanischen Stil sich seit 1884 imposant über die umliegenden Gebäude erhebt und eine würdevolle Ausstrahlung besitzt. Von hier wollen Willy und Fritz die Pferdebahn nehmen. Jedoch fühlt sich Willy bei dem Gedanken unwohl. „In dieser Gegend wohnen zwar nur wenige Juden – aber ich mag doch nicht“, sagt Willy zu seinem Freund. Nach kurzer Zeit steigen beide doch ein. Willy sucht sich auf der unteren Ebene der Pferdebahn eine ruhige Ecke, zieht seinen Hut tief ins Gesicht und versucht möglichst nicht als Jude erkannt zu werden, denn an jüdischen Feiertagen gehen Juden weder in Geschäfte noch benutzen sie die Personenbeförderung. Später gehen beide nach oben und genießen die Aussicht. So schildert Theodor Zlocisti in der Kurzgeschichte *Jom Kippur im Walde* – erschienen in der Zeitung *Die Welt* (28.09.1900) – die Gedanken zweier Berliner Jungs und die Veränderung Berlins am Übergang von der Oranienburger Vorstadt zum Wedding.

Wedding ist gemeinsam mit Gesundbrunnen seit 1861 nach Berlin eingemeindet. Trotzdem trennen Stadttore und eine kaum

ausgebaute Personenbeförderung viele Jahre den ländlichen und noch dünn besiedelten Norden vom Herzen der Metropole. Und der Anteil jüdischer Bewohner in den Straßen und Vierteln war ganz unterschiedlich. Um 1900 lebten in Berlin circa 100 000 Juden. Zehn Jahre später hatte sich ihre Zahl um weitere gut 40 000 auf 143 975 erhöht. Damals kam Berlin schon auf 3,73 Millionen Einwohner. Bis 1910 verzeichneten vor allem Charlottenburg, Schöneberg und Wilmersdorf den größten Zustrom an neuen jüdischen Bewohnern. In Charlottenburg lebten 1910 laut Statistik 22 508, in Schöneberg 11 641 und in Wilmersdorf 9698 Juden. Somit betrug ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung 7,36% (Charlottenburg), 6,74% (Schöneberg) und 8,84% (Wilmersdorf). Im Wedding und Gesundbrunnen lag ihr Anteil unter einem Prozent. Von insgesamt 240 662 Einwohnern waren es nur 1813 – davon 919 im Gesundbrunnen und 894 im Wedding. Der Hauptgrund dafür: Im Arbeiterbezirk Wedding gab es bis 1899 keine Synagoge und somit wäre es für Strenggläubige an Schabbat und zu den Feiertagen ein einstündiger Fußweg bis zu einer der großen Synagogen in der Oranienburger Straße oder zur alten Synagoge in der Heidereutergasse gewesen.

Im Jahr 1866 hatte die Einweihung der Neuen Synagoge (erbaut von 1859 bis 1866) in der Oranienburger Straße eine Signalwirkung für Juden weit über Berlin hinaus, denn es war die erste Synagoge, die direkt von der Straße aus betreten werden konnte und mit bis zu 3000 Plätzen das größte jüdische Gotteshaus im damaligen Preußen. Fünf Jahre später, 1871, war der Deutsch-Französische Krieg gewonnen und Berlin wurde mit Sitz des ersten deutschen Kaisers Wilhelm I. die Reichshauptstadt. Und die Synagoge in der Oranienburger Straße entwickelte sich zu einem leuchtenden Symbol für den technischen Fortschritt, denn am Abend des 14. November 1877 erstrahlte sie als erstes öffentliches Gebäude mittels elektrischen Lichts durch die Technik von Siemens & Halske. „Zuerst

brannten sämtliche Gasflammen neben der elektrischen Beleuchtung. [...] Dann wurden die Gasflammen verlöscht, um das elektrische Licht wirken zu lassen. Die Helligkeit, die dasselbe verbreitete, ließ nichts zu wünschen übrig“, so ein Bericht in der *Berliner Börsen-Zeitung* (16.11.1877). Am Ende des Versuchs kam das elektrische Licht zur Beleuchtung der Fassade zum Einsatz. Der Effekt soll „geradezu feenhaft“ gewesen sein.

Menschen aller Konfessionen, Arme und Reiche, Familien und Abenteurer, drangen fortan in der Hoffnung auf ein freies und eigenständiges Leben nach Berlin. Auch jüdische Kaufleute zog die Metropole an der Spree an, die nun jährlich um die 30 000 bis 50 000 neue Einwohner aufnehmen musste. Es begann die Gründerzeit und es herrschte Goldgräberstimmung in Berlin, denn Investoren und Unternehmer nutzten die Gunst der Stunde und spekulierten mit Boden, setzten auf Mietrenditen und der Aktienhandel erlebte seine erste Blüte. Eine außergewöhnliche Zeit nahm ihren rauschartigen Lauf, die ihren Höhepunkt und ihre deutliche Spaltung in den 1920er Jahren fand. Während Künstler, Literaten und Intellektuelle im Romanischen Café gegenüber der Gedächtniskirche ein kosmopolitisches, freies Leben zelebrierten – die „Goldenen 20er“ Jahre eben –, sorgten extreme Inflation und soziale Not dafür, dass sich im Roten Wedding die Frustration über Arbeits- und Lebensbedingungen in Gewalt entlud. Zu dieser Zeit musste die Jüdische Gemeinde ihre Hilfsangebote in allen Stadtteilen massiv erweitern. Damals hieß es: „Berlin hat fast die Hälfte aller in Deutschland lebenden Juden an sich gezogen“, so das *Jüdische Jahrbuch für Gross-Berlin* 1926. Dies lag an dem enormen Wachstumsschub der Reichshauptstadt und neuen Weltstadt, die gerade jüdischen Kaufleuten und den freien Berufen ein breites Tätigkeitsfeld bot. Sowohl in den 1880er und 1890er Jahren als auch nach dem Ersten Weltkrieg kamen viele arme Juden aus den östlichen Gebieten nach Berlin, die vor allem im Wedding

entweder günstigen Wohnraum oder eine erste Notunterkunft finden sollten. Sukzessive wuchs die jüdische Bevölkerung im Wedding: Er wurde zu einem Stadtteil für jüdische Menschen mit einerseits traditioneller Erziehung und andererseits Unternehmergeist. Diese Dynamik entschleunigte sich spätestens mit dem Börsenkrach 1929 sowie der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten 1933 und verkehrte sich ins Gegenteil bis hin zum grausamsten Vernichtungsakt des 20. Jahrhunderts.

Der Wedding bot zu Beginn der Gründerzeit aufgrund seiner Zugehörigkeit zu Berlin und der Nähe zur Oranienburger und Rosenthaler Vorstadt ein enormes Potenzial für Spekulation und Investitionen. Vom Zentrum der Reichshauptstadt aus, also der Prachtstraße Unter den Linden, wurde die Friedrichstraße zur Chausseestraße und dann kam als Erstes der Weddingplatz mit der Dankeskirche, eingeweiht 1884, mit immerhin ungefähr 1100 Sitzplätzen. Ihr Turm erreichte eine Höhe von 67 m. Für ein außergewöhnliches Licht in der Kirche sorgte die Glaskuppel im Zentrum des Mittelschiffs. Um den dreieckigen Platz entstanden repräsentative Wohn- und Geschäftshäuser und für die Bewohner die XIV. Berliner Markthalle, also der Supermarkt des 19. Jahrhunderts. Westlich vom Weddingplatz sorgte der Nordhafen für eine großflächige Bebauung mit Industriegebäuden: Kohlebahnhof mit sieben Entladegleisen, Städtische Gasanstalt und die Chemische Fabrik Schering. Vom Weddingplatz aus führte die Müllerstraße, als Verlängerung der Friedrich- und Chausseestraße, als Wohn- und Geschäftsstraße in den nordwestlichen Teil des Weddings, wo noch in den 1870er Jahren kurz hinter dem Leopoldplatz die Stadt endete, und nur noch weite Landschaft kam. Vom Weddingplatz aus Richtung Norden verlief die Reinickendorfer Straße und am Nettelbeckplatz zweigte die Pankstraße ab, die in den Gesundbrunnen führte. Zwischen Nettelbeckplatz und Müllerstraße begann 1872 vom Bahnhof Wedding die Personenbeförderung mit

der Ringbahn. Im Gesundbrunnen, dem anderen Teil des Weddings, waren die Panke sowie die einstige Quelle an der Badstraße die zentralen Koordinaten, um die herum neue Gebäude und Fabriken die Gegend veränderten. Am anderen Ende der Badstraße lagen der Bahnhof Gesundbrunnen und die am 8. Februar 1892 eröffnete XII. Berliner Markthalle. Für den Aufschwung der Badstraße sorgte auch das von 1901 bis 1906 errichtete Amtsgericht samt neu angelegtem Brunnenplatz. Außerhalb dieser zentralen Verkehrsachsen und Geschäftsstandorte fanden Spekulanten zu Beginn der Gründerzeit noch unbebaute Grundstücke. Und erst sukzessive wurde die Neuordnung der Straßen nach dem von James Hobrecht ausgearbeiteten und 1862 beschlossenen Bebauungsplan umgesetzt. Der architektonische und städtebauliche Aufschwung des Weddings hing von den Entwicklungen im Zentrum der Reichshauptstadt ab: Somit wuchs der Wedding sowohl in zeitlichen Wellen als auch entlang der zentralen Achsen: Badstraße, Müllerstraße, Pankstraße, Reinickendorfer Straße und Seestraße.

Die Wohnverhältnisse im Arbeiterbezirk waren überwiegend einfach, der Weg ins Zentrum für arme Bewohner beschwerlich und der Ton eher rau. In den 1880er und -90er Jahren setzte ein erster Spekulations- und Bauboom ein. Es entstanden die typischen kleinen Hinterhofwohnungen mit ihren sehr schlechten hygienischen Bedingungen für die Bewohner: Toilette auf halber Treppe oder auf dem Hof und in der Wohnung oftmals nur ein Waschbecken. Einige Bewohner des Weddings nutzten die Flussbadeanstalt am Nordhafen zur Körperreinigung, bis 1908 an der Gerichtstraße die große Volksbadeanstalt eröffnete. Neben zwei Schwimmhallen – Männer und Frauen getrennt – gab es auf drei Etagen 71 Wannensäuberer und 39 Duschsäuberer. Es war Berlins sechste und größte städtische Volksbadeanstalt.

Der Wedding entwickelte sich in Etappen zu dem, was als Roter Wedding bezeichnet wird. Die Zeitung *Vorwärts*, seit 1876 das

Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschlands, unterstützte die Interessen der Bewohner des Arbeiterbezirks. Bereits um 1900 gab es Aufstände von Arbeitern gegen die Wohn-, Lebens- und Arbeitsbedingungen. Es kam zu mehrtägigen Ausschreitungen auf dem Netelbeckplatz. In die Geschichte sind ebenfalls die Fleisch-Krawalle der Weddinger Frauen vom Oktober 1912 eingegangen. Weddinger und angereiste Krawallmacher wehrten sich gegen exorbitante Preisanstiege bei Lebensmitteln mit Geschäftsplünderungen. Die Ausschreitungen waren teilweise so massiv, dass die Polizei vom Militär Unterstützung brauchte, um in den Straßen und auf den Plätzen Sicherheit und Ruhe herzustellen. Zu einer weiteren Welle an Straßenkämpfen und Fabrikstreiks kam es während der Novemberrevolution 1918/19. Trotz Ablösung der Monarchie und Konstituierung der ersten parlamentarischen Demokratie sollten sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter nicht verbessern, denn Hyperinflation, Massenarbeitslosigkeit, fehlender Wohnraum und Flüchtlinge sorgten in den 1920er Jahren weiterhin für eine aufgeheizte Stimmung im Wedding. In diesem Klima erhielt die am 30. Dezember 1918 gegründete KPD einen starken Zulauf. Ihre Zeitung *Rote Fahne* verkündete die neuesten Meldungen und Aktionen. Die Weddinger Arbeiter standen hinter den Forderungen der KPD. Höhepunkt dieser Entwicklung markierte der Berliner „Blutmai“ 1929, bei dem während dreitägiger massiver Ausschreitungen durch hunderte Hausdurchsuchungen, Festnahmen und unter Einsatz von Schusswaffen seitens der Polizei die Ordnung wieder hergestellt werden sollte. Anschließend wurde die *Rote Fahne* für mehrere Wochen verboten. Der Wedding war jedoch nicht nur „rot“, sondern hatte auch „dunkle“ Flecken: Im Sommer 1919 kam es zur geplanten „Judenhetze“ und zu Plünderungen jüdischer Geschäfte, beispielsweise beim Kaufhaus R. & S. Moses am Weddingplatz. Und am Ende der 1920er und zu Beginn der 1930er Jahre machte insbesondere die NSDAP es

sich zur Aufgabe, den Arbeiterbezirk zu kontrollieren und die nationalsozialistische Ideologie zu verbreiten. Sie nutzte Veranstaltungen als gezielte Propaganda. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten begann im Februar 1933 eine zielgerichtete Zerschlagung der KPD durch das NS-Regime.

Seit der Reichsgründung 1871 zog der Wedding das jüdische Proletariat an – also Ungelernte, Fabrikarbeiter, Hilfsarbeiter, aber auch Kriminelle. Männer, Frauen, Kinder, vorwiegend aus den östlichen Gebieten, fanden in den schnell hochgezogenen Mietskasernen auf engsten Verhältnissen ein Dach über dem Kopf. Um sie zu versorgen, gründeten 1891 engagierte Frauen den privatfinanzierten Israelitischen Frauen-Verein der Oranienburger Vorstadt. Ziel war die Unterstützung von Armen, Kranken und Wöchnerinnen – Frauen in den ersten Wochen nach der Geburt – durch Bargeld, ärztliche Versorgung, Kleidung sowie Seelsorge. Der kleine Verein mit einer geringen Mitgliederzahl stand einer wesentlich größeren Gruppe an Bedürftigen gegenüber, weshalb ein Artikel im *Gemeindeboten* zum Beitritt aufrief. Daneben baten hilfsbedürftige Juden Nicht-Juden in persönlichen Briefen um Unterstützung. Eine Mutter von sechs hungernden Kindern, wohnhaft in der Prinzenallee, wandte sich an Dr. Max Bauer, Vorstandsmitglied des Vaterländischen Frauenvereins, und dank seiner Menschlichkeit erhielt die Familie in der Israelitischen Volksküche Essen für vier Wochen, so die *Allgemeine Israelitische Wochenschrift* (15.03.1895).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckten auch jüdische Industrielle den Wedding. Sie bauten neue Fabriken und beschäftigten häufig mehrere hundert Arbeiter. In kleinen und großen Betrieben, oftmals auf dem Hinterhof gelegen, wurden Filzhüte produziert sowie innovative Maschinen und Techniken erforscht. Die jüdischen Fabrikbesitzer wohnten sowohl im Wedding als auch in anderen Stadtteilen, sodass sie Einfluss auf die Entstehung des

jüdischen Weddings hatten. Jedoch wesentlich einflussreicher wirkten die vielen kleinen Kaufleute am Weddingplatz, entlang der Mül-lerstraße und der Badstraße. Häufig wohnten sie nur wenige Stufen über dem eigenen Laden oder einige Häuser weiter, und sahen sich natürlich damit konfrontiert, dass es hier anfangs keine Synagoge und keinen Religionsverein gab. Dieses Problem beschäftigte um 1900 auch die Jüdische Gemeinde bei ihren Planungen für ein drittes Altersheim und ein neues Krankenhaus. Für Neubauten im Wedding sprach der günstige Grundstückspreis. Und dann kam es so, dass das Seniorenheim an der Exerzierstraße (heute Iranische Straße) die erste jüdische Einrichtung im Wedding wurde. Es gehörte bei seiner Einweihung im Jahr 1902 mit seiner imposanten, gotischen Backsteinfassade zu den größten privatfinanzierten Neubauten der Jüdischen Gemeinde. Und nach über zehn Jahren Planung eröffnete, einen Monat vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, das Jüdische Krankenhaus samt neuem Schwesternwohnheim im Wedding. Innerhalb von 15 Jahren – von 1899 bis 1914 – gab es eine Synagoge für die Alten, eine Synagoge für die Kranken und eine Synagoge für die Mitglieder des 1899 gegründeten privaten Religionsvereins Ahawas Achim. Alle Gotteshäuser lagen nur wenige Gehminuten voneinander entfernt und nahe der Badstraße. Somit wurde der späte und schwierige Anfang schnell überwunden. Jüdisches Leben blühte hauptsächlich auf der Badstraße und in den Nebenstraßen auf. Im Jahr 1925 ermittelte die Volkszählung, dass nun 3695 Juden im Wedding lebten, gut doppelt so viele wie noch 1910. Was brauchten eine jüdische Gemeinde und die Fürsorgeeinrichtungen noch? Natürlich engagierte Rabbiner. Für den Verein Ahawas Achim waren vier Rabbiner tätig. Zu ihren festen Aufgaben außerhalb der Synagoge gehörte der Unterricht an der Religionsschule. Nachhaltig prägte Rabbiner Dr. Siegfried Alexander (geb. 12.10.1886, deportiert am 12.03.1943, 36. Osttransport nach Auschwitz, ermordet) ab

1924 bis offiziell November 1938 die jüdische Glaubensgemeinde im Arbeiterbezirk. Sein Vater, Wilhelm Alexander, lebte bis zu seinem Tod am 18. Juni 1942 im Jüdischen Altersheim, in dem er Seelsorger war. Rabbiner Alexander wirkte viele Jahre nicht nur in der Synagoge in der Prinzenallee 87, sondern auch im Jüdischen Krankenhaus als erster Ansprechpartner für die Fürsorgeangebote der Jüdischen Wohlfahrtshilfe, Religionsschullehrer und Seelsorger. Sowohl seine drei Kinder als auch die eigenen Eltern banden den Rabbiner immer wieder in das jüdische Leben unterschiedlicher Generationen ein. Den Jungen und Alten war er der geistliche Zuhörer, Berater und Freund, den sie sich wünschten. Am Ende dieses Buchs erinnert sich der Sohn des Rabbiners, Eduard Alexander, genannt Yisrael, an seine Kindheit im Wedding.

Um die Entstehung jüdischen Lebens im Wedding geht es im vorliegenden Buch. Während in anderen Stadtteilen neue Synagogen selbstbewusst das Straßenbild ergänzten, zahlreiche private Hilfsvereine das Zusammenleben förderten, es Vorträge und Veranstaltungen gab, konnte sich jüdisches Leben im Wedding erst um 1900 langsam entwickeln. Die großen Namen der bekannten jüdischen Familien kommen nicht vor. Dafür gibt es im Arbeiterbezirk ein neues Mäzenatentum und Engagement von Frauen im sozialen Bereich und das größte, modernste jüdische Krankenhaus Preußens. Im Wedding begegnen wir dem kleinen jüdischen Kaufmann, der liebenden Mutter, den armen Senioren, den engagierten Ärzten und auch Fabrikbesitzern. Immer lassen sich unerwartete Verflechtungen entdecken, die uns am Ende eine besondere Historie näherbringen, nämlich die vom jüdischen Leben in einem der ärmsten Stadtteile Berlins. Die späte Entstehung des Jüdischen im Wedding unterscheidet diesen Bezirk von den übrigen Berliner Vierteln. Wer eine andere Möglichkeit hatte, hätte sie genutzt und mit Sicherheit einen anderen Stadtteil als Heimat ausgewählt. Jedoch gab der unschöne

Umstand der Alternativlosigkeit den hier lebenden Juden auch eine Gemeinsamkeit und motivierte immer wieder zu neuen Impulsen. Oder wie Rabbiner Siegfried Alexander berichtete, so war das Gemeindeleben hier ein besonders herzliches mit einem regen Gedankenaustausch von Mensch zu Mensch (*Der Schild*, 10.12.1937).

Im Wedding und Gesundbrunnen fand das alltägliche und einfache Leben statt, das kaum Spuren in Form von handschriftlichen Notizen, Briefen und Erinnerungen hinterließ. Deshalb ist für diese Geschichte die jüdische Tagespresse eine der wichtigsten Quellen. Es wird folgenden Fragen nachgegangen: Wann, wo und wie entstand jüdisches Leben? Wo war bereits im Straßenbild jüdisches Leben sichtbar und an welchen Adressen fand jüdisches Leben im Privaten statt? Woher kamen die neuen jüdischen Bewohner? Wer kümmerte sich um die Ärmsten unter ihnen und welche Hilfsangebote gab es? Welche Rückschläge mussten die Menschen verkraften? Wir begeben uns auf Spurensuche nach den Anfängen, den kleinen und großen Geschichten, Wundern und bitteren Enttäuschungen in den Wedding der Gründerzeit und Weimarer Republik, der so unfassbar arm, brutal und zugleich auch hoffnungsvoll war.